

Halle'sche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Verlagsort: Halle, Leipzigerstr. 87.

Halle a. S., Freitag 8. Oktober 1897.

Postliches Bureau: Berlin SW., Spandauerstr. 3.

Deutsches Reich.

* Kaiser Wilhelm weilt zur Zeit im Jagdschloß Hubertus-

* Das Telegramm, in welchem der Kaiser den glücklich

* Vor Meinen Augen ist heute hier auf der Schiffsanweert ein

* Aus den Unterhaltungen, die der Kaiser bei dieser Ge-

* Die Nachricht, daß Reichsminister Fürst Hohenlohe

* Reichsminister Fürst Hohenlohe wird am nächsten Dienstag

* An der vorgestrigen Sitzung des Staatsministeriums,

* Der Bundesrat überwiegt in seiner gestrigen Sitzung

* Der Vizepräsident des Reichs und indirekte Steuern,

* Die „N. N.“ ist in der Lage, bestimmt zu erklären,

* Nachdem der gegen die Flottenverlängerung arbeitenden

mußte wohl ein politisches Kind sein. Und doch wäre dieses

* Der Reichstagsrat hat an die Bundesregierungen ein

* Während bis vor Kurzem den Thalperren nur sehr be-

* Im Verlaufe der Reichsreise hat die Schiffsahrt mit

* Der „N. N.“ zufolge soll dem Reichstage aus

* Major von Wismann, der sich mit Dr. Bismiller

* Die Zentrale der Reichsregierung des Göttinger Enqueten.

andere Zugänge hatte dieser Wädenschlaf-

* Man wird zugeben müssen, daß Herr Göhre, indem er

* Aus unseren Kolonien. Der Bau des Hafens

* Der sozialdemokratische Parteitag feierte gestern Vormittag

* Der Reichstagsrat hat an die Bundesregierungen ein

Ueber die Landtagsersatzwahl im Wollkreise Wiesbaden

Schweiz. Die Erledigung des Eisenbahngesetzes.

Italien. Das Budget. Aus den endgültigen Rechnungen des Staatsministeriums

Spanien. Die Cortes. - General Puyler. - Amétras

Gutem Vernehmen nach werden die Cortes im Dezember



[Nachdruck verboten.]

Das Herz der Welt.

15) Von G. Rider Haggard.
 Autorisirte Uebersetzung von Gertrude Hildebrandt-Eggert.

Wir gelangten an eine Mauer, hinter der sich eine dichte Moehede hingog. Wir kletterten hinüber, brachen uns einen Weg durch die Moe — deren scharfe Dornen uns tüchtig zusetzten — und gelangten so in ein Milpa-Feld.

Wieder blieb das Mädchen stehen und blickte zu den Sternen auf. Indem hörten wir lautes Rufen und sahen die Richter in der Hacienda bewegen.

„Wir müssen weiter, oder es ist um uns geschehen,“ sagte ich, „Don Pedro hat seine Leute geweckt.“

Da sprang sie in das Milpa-Feld und wir Andern ihr nach. Eine Viertelstunde lang stapften wir Einer hinter dem Andern her. Endlich waren wir an das Ende des bebauten Landes gelangt und standen an der Waldgrenze.

„Halt,“ sagte ich. „Wohin eilen wir? Der Weg liegt zur Rechten und auf ihm gelangen wir wohl in eine Stadt.“

„Um als Mörder arretirt zu werden,“ fiel der Sennor ein. „Du vergiſt, daß Don Joſe Moreno von meiner Hand gefallen ist. Nein, wir müssen uns im Busch verbergen.“

„Meine Herren,“ sagte der alte Indianer, zum erstenmale die Lippen öffnend, „ich kenne einen versteckten Platz im Walde, eine Ruine, dort kann ich Euch hinführen. Aber zuerst frage ich, wer seid Ihr?“

„Ihr solltet mich kennen, Zibalbay,“ entgegnete Molas. „Ich bin der Mote, den Ihr entsandt, um Jenen zu suchen, den Ihr zu sehen begehrt, den Herrn und Hüter des Herzens,“ und er wies auf mich.

„Seid Ihr der Mann?“ fragte der Indianer.

„Ich bin es,“ entgegnete ich, „und ich habe viel erbuldet, um Euch zu finden. Doch jetzt ist keine Zeit zum Reden. Führt uns zu Eurem Schlupfwinkel, denn die Gefahr ist groß.“

Wieder übernahm das Mädchen die Führung und wir tauchten in des Waldes Tiefen. Oft strauchelten wir und stürzten in der Dunkelheit zu Boden, doch als der Morgen im Osten aufdämmerte, erstarb das Rufen unserer Verfolger.

X.

Wie Molas starb.

Wir ruhten uns einige Minuten aus, um wieder Athem zu schöpfen, und eilten dann weiter. Voran ging Mana, die der Sennor bei der Hand führte, dann Zibalbay, von Molas und mir gestützt. Anfangs waren die Beiden ebenso schnell gelaufen, wie wir, doch jetzt machten sich die Strapazen und die Schrecken geltend, die sie ertragen hatten, und sie mußten von Zeit zu Zeit ruhen.

Unser Weg ging durch einen Tropenwald, der so dicht war, daß selbst bei hellem Sonnenschein drinnen nur Zwielicht herrschte. Riesige, ungefüge Bäume wuchsen darin, dicht umgeben von Orchideen und Farn und durch Nestons von

grauem spanischen Moos verbunden, das ihnen ein wunderbares Aussehen gab. In ihnen hinauf rankten sich Schlingpflanzen und der Untergrund war so dicht mit jungem Gebüsch bestanden, daß wir uns nur mühsam Schritt für Schritt einen Weg bahnen konnten.

Dabei war der Wald von unzähligen zumeist giftigen Insekten bevölkert. Garrapatas, winzige graue Fliegen, Holzwespen und schwarze und rothe Ameisen quälten und biſſen uns, daß wir laut aufschrieten vor Schmerz und dann, unserer gefährlichen Lage gedenkend, abermals vorwärts strebten.

So mochten zwei Stunden vergangen sein, als wir in einer Schlucht einen kleinen Fluß entdeckten, aus dem wir gierig tranken und in dessen kühle Fluth wir unsere schmerzenden Hände und Füße tauchten. Zibalbay sank erschöpft am Ufer nieder und ich brachte ihm in meinem Sombbrero Wasser, während seine Tochter sich auf einen Stein in den Fluß setzte und sich das Wasser über ihre blutenden Füße laufen ließ. Da blickte sie plötzlich auf und den Sennor gewahrend, der am Ufer stand, lud sie ihn durch eine Handbewegung ein, neben ihr Platz zu nehmen.

„Wie ist Euer Name, weißer Mann?“ fragte sie.

„James Strickland, Sennora.“

„James Strickland,“ wiederholte sie mühsam. „Ich danke Euch, daß Ihr meinem Vater vor Qualen und nicht vor Schimpf und Schande bewahrt habt; und wegen dieser That will ich, Maya vom Herzen, der Viele gebiet haben, für immer Eure Dienerin sein.“

„Ihr solltet meinem Freunde, Don Ignatio, danken,“ entgegnete er, auf mich weisend.

Sie sah mich ein paar Augenblicke forschend an und sagte dann: „Ihm danke ich ebenfalls, doch Euch zumeist, denn Eure Hand befreite mich von dem haſſenswerthen Mann und rettete uns.“

„s ist noch zu früh zum Danken, Sennora,“ sagte er. „Wir sind noch nicht außer Gefahr.“

„Nun wir aus dem schrecklichen Hause sind, habe ich wenig Angst,“ entgegnete sie fast gleichgiltig. „Unser Schlupfwinkel ist ganz in der Nähe und wie sollten sie uns in diesem Walde finden? — Horch? Was war das?“

Während sie sprach, tönte aus weiter Ferne ein Klang an unser Ohr — ein Klang, wie ihn wohl eine Glocke verursacht.

„Das ist die Art, wie sie uns finden werden,“ sagte der Sennor aufspringend. „Hörst Du, Ignatio? Die Hunde haben unsere Spur gefunden. Nach welcher Seite hin liegt unser Weg?“

„Am Flusse entlang.“

„Dann müssen wir im Wasser weiterschreiten,“ entschied der Sennor. „Das ist die einzige Möglichkeit zur Rettung, denn da geht den Hunden die Spur verloren.“

Zum Glück war der Fluß weder sehr breit, noch tief, doch trotzdem mußten wir manchmal kleine Strecken durchschwimmen und das thaten wir voller Angst, es möchten Alligatoren im Wasser sein. Nach einer Stunde saate Mana, wir müßten...

zu unserm Ziele zu gelangen, den Fluß verlassen und durch den Wald gehen. Inzwischen war Zibalban so erschöpft, daß wir ihn zuerst tragen mußten. Ungefähr dreihundert Schritte vom Flußufer entfernt, gelangten wir nach einer hohen Kuppe, die dicht mit Bäumen bewachsen war, zwischen deren Stämmen Steinruinen sichtbar wurden.

„Das ist der Ort,“ flüsterte Zibalban. „Sehen Sie, da droben sind die Mauern eines Tempels und hier ist die Treppe, die hinaufführt,“ und er zeigte auf eine lange Flucht abgebrockelter Steinsufen, die fast unter Farn und Gestrüpp verborgen waren und die vom Fuße der Pyramide bis zu dem alten Indianergrab auf seinen Gipfel führten. Wir stiegen sie vorsichtig hinauf, denn es war nicht ungefährlich, und Molas trug den alten Indianer auf seinem breiten Rücken.

Diese Treppe war in drei Absätzen erbaut, deren oberster fast ganz abgebrochen war und auf eine einstmalige herrliche Terrasse führt, die nur noch ein wildes Chaos von Steinwerk war. Zu Häupten der Treppe stand noch ein ungeheurer Thorbogen, der mit Gestalten von Göttern und Thieren verziert war. Dieser Bogen befand sich im letzten Stadium des Verfalls — eine Masse von Mauerwerk, hatte sich im Laufe der Zeit fast völlig aufgelöst und hing nun drohend über der Treppe. So lose und unsicher schien sie mit dem Hauptbau verbunden, daß wir dachten, sie müsse jeden Augenblick abstürzen. Doch bei genauerer Beobachtung ergab sich, daß sie von starken Wurzeln gehalten wurde, die tief in das Mauerwerk hineingewachsen waren. Jenseit des Bogens, an dem entgegengesetzten Ende der Terrasse, erhob sich der zerstörte Tempel, ein langes, einstöckiges Gebäude mit einem flachen Dache, auf dem Sträucher und Palmen wuchsen.

Nachdem wir den Haupteingang durchschritten hatten, geleitete uns Mana in ein Gemach, das allerwärts mit in Stein gehauenen Schlangen verziert war. Es war sauber und noch kürzlich benutzt worden, denn auf dem Fußboden lagen Asche und Stückchen verkohlten Holzes. In der Ecke befanden sich verschiedene Gegenstände, wie irdenes Kochgeschirr, eine kupferne Axt von ähnlicher Arbeit wie die Machete, mit der der Sennor getödtet, zwei felsam geformte Geschloßrohre mit einem Vorrath von vergifteten Pfeilen, und endlich einige Beutel mit getrocknetem Fleisch, Bohnen und Cucapasta.

„s ist Alles noch da,“ sagte sie; „nun laßt uns essen, damit wir Kräfte haben, um der Gefahr entgegenzutreten.“

Während wir uns dankbar über die Nahrungsmittel hermachten, meinte der Sennor, er hoffe, man habe von unserer Verfolgung Abstand genommen.

„Du kennst die Leute nur wenig, wenn Du das glaubst,“ entgegnete ich; „sie müssen uns um ihrer selbst willen unschädlich machen, und Don Pedro wird auch wünschen, das Blut seines Sohnes zu rächen. Unsere einzige Hoffnung ist, daß das Wasser die Hunde irre führt, oder daß unsere Spur von der Hitze unkenntlich geworden ist. Doch ich fürchte, die Hoffnung ist trügerisch, denn unter den Bäumen ist es feucht.“

„Was schlägst Du denn zu thun vor?“ fragte er. „Weiterwandern oder hier rasten?“

„Sennor, wir müssen hier bleiben, weil wir nicht weiter können, wir müßten denn den alten Mann und seine Tochter verlassen. Außerdem können sie uns im Walde leicht überwältigen, während der Berg hier schwer zu erklimmen ist und wir kämpfend sterben können. Wir wollen uns zum Neuesten bereit machen, Sennor.“

„Wie sollen wir das anfangen?“ fragte er. „Wir haben keine anderen Waffen, als ein paar Macheten und diese Rohre mit den Pfeilen. Das Pulver in den Pulverhörnern ist feucht geworden und wenn wir angegriffen werden, ist uns der Tod gewiß.“

„Das scheint so,“ entgegnete ich, „aber, wenn es Gott gefällt, bleiben wir doch vielleicht am Leben. Da drüben liegen viele Steine; laß uns die unter dem Thorbogen aufstapeln, um wenigstens, indem wir sie hinabschleudern, einige Feinde damit zu tödten.“

Das thaten wir, während Molas uns beobachtete. Endlich war die Arbeit gethan, und als wir den Steinhaufen verlassen wollten, hörten wir einen Hund unten am Flußufer anschlagen und gleich darauf das Knacken der Büsche, durch die sich Menschen und Pferde einen Weg bahnten. Eine Sekunde lang starrten wir uns schweigend an, dann sagte Molas: „Sie kommen.“

„Dann wünschte ich, sie kämen schnell,“ entgegnete der Sennor.

„Warum, weißer Mann? fürchtet Ihr Euch?“ fragte Mana.

„Ja sehr,“ entgegnete er leise auflachend, „denn wir haben viele Feinde und werden bald getödtet werden, wenigstens wir Männer. Schreckt der Gedanke Euch nicht?“

„Warum wohl?“ entgegnete sie achselzuckend und lächelnd, „wenn es zum Neuesten kommt, werde ich gleichfalls getödtet und spare die lange Heimreise.“

„Wie könnt Ihr dessen gewiß sein, Sennora?“

„So,“ entgegnete sie, indem sie ihm einen kleinen Pfeil vor die Augen hielt. „Wenn ich damit in die Halsader steche, bin ich in einer Minute eingeschlafen und in der nächsten todt.“

„Ich verstehe; aber Ihr sprecht für ein so junges und schönes Geschöpf recht leichtfertig vom Tode.“

„Das kommt, Sennor, weil ich das Leben nicht gar zu süß gefunden habe und —“ fügte sie seufzend hinzu — „weil ich nicht weiß, welches Schicksal meiner in der Zukunft harret; aber ich weiß, daß wir, wenn wir beim Herzen des Himmels entschlafen, Frieden finden werden.“

„Das hoffe ich,“ sagte der Sennor. „Seht, da kommen sie,“ und als er sprach, erschienen im Thalgrunde sieben bis acht Männer, davon drei berittene, die, nachdem sie abgesehen, ihre Thiere an die Bäume banden.

„Nun los,“ sagte der Sennor, indem er aufstand und sich schüttelte, wie ein Hund, der aus dem Wasser kommt. „Ich möchte wohl wissen, wie viele von uns beim Sonnenuntergang noch leben mögen.“

Während er sprach, gelangte einer der Männer, der einen großen Hund an der Leine hielt, an den Fuß der Treppe. Nur einen Augenblick beschnüffelte der Hund die Stufen, dann hob er den Kopf und bellte laut, worauf die ganze Bande frohlockte, denn sie wußte, wir waren gefangen. Sie traten zusammen und beriethen ernstlich, während wir uns verzweifelt ansahen, denn unsere Lage war entseßlich. Fliehen konnten wir nicht und Waffen hatten wir ebenfalls nicht, also schien es gewiß, daß wir in wenigen Minuten von der Hand dieser Männer sterben würden, wenn sie so barmherzig waren, uns gleich zu tödten. Der Sennor barg sein Gesicht in den Händen, dann blickte er auf und sagte:

„Können wir mit ihnen verhandeln, Ignatio?“

„Unmöglich,“ sagte ich, „was können wir bieten, das sie nicht so wie so nehmen könnten?“

„Dann bleibt uns nichts übrig, als so tapfer wie möglich zu sterben,“ sagte er. „Das ist das Ende von unserem Suchen nach der Goldenen Stadt. Es ist kein glückliches Unternehmen gewesen, Ignatio.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Das Haus Siemens.

(12. Oktober 1847 — 12. Oktober 1897.)

Von Hans Elden.

Es ist ein in seiner Art und seinen Erfolgen gleich einzig dastehendes Unternehmen, dessen Geschichte heute aus festlichem Anlaß in Kürze skizziert werden soll. Als der nahezu mittellose Sekonde-Lieutenant Werner Siemens, zunächst zur Verwerthung einiger Erfindungen auf telegraphischem Gebiet — einer völligen Neuheit damals — am 12. Oktober 1847 durch den jungen Mechaniker Halske eine bescheidene Telegraphenbauanstalt begründen ließ, sich selbst den Eintritt vorbehaltend, wer hätte ihm damals die stolze Kette fast unernehtlicher Erfolge prophezeit, die dieser Gründung folgen sollten? Und doch kamen diese Erfolge so ungeahnt reich.

„Da Halske,“ so erzählt Siemens selbst in seinen Lebenserinnerungen, „ebensowenig wie ich selbst disponible Geldmittel hatte, so wandten wir uns an meinen in Berlin wohnenden Vetter, den Justizrath Georg Siemens, der uns zur Einrichtung einer kleinen Werkstatt 6000 Thaler gegen sechsjährige Gewinnbetheiligung darleh. Die Werkstatt wurde am 12. Oktober 1847 in einem Hinterhause der Schöneberger Straße, — wo Halske und ich auch Wohnung nahmen — eröffnet und entwickelte sich schnell und ohne weitere Inanspruchnahme fremden Kapitals.“ Kaum zwei Jahre hielt es Siemens dann noch in den dienstlichen Fesseln der Armee und dann als Beurlaubter in denen der neu begründeten Telegraphenverwaltung des preussischen Staates aus, zwei bewegte Jahre für den jungen Ingenieuroffizier. Seine Stellung im Vorstand der Telegraphenkommission, die den Bau der ersten Staats Telegraphenlinien auf Grund der Siemens'schen Erfindungen und Denkschriften zu leiten hatte, führte von selbst dazu, die praktische Hauptthätigkeit beim Bau dieser Linien der Werkstatt von Halske, der einzigen im Lande, die damals solchen Aufgaben gewachsen war, zu übertragen. Im Winter 1849 konnte die erste größere Telegraphenlinie Deutschlands, von Siemens zwischen Berlin und Frankfurt verlegt, die Kaiserproklamation der Nationalversammlung nach der preussischen Hauptstadt melden, dann wurden Linien nach Köln, Breslau, Hamburg gefordert, die Arbeit und Verantwortung stieg, und Werner Siemens sah sich vor der Wahl, entweder die Fabrik oder den Soldaten an den Nagel zu hängen. Er entschied für das Letztere, um sich ganz seinem Unternehmen zu widmen, und nunmehr begann die Firma Siemens und Halske im Niesentempo ihre Bestimmung, die Führerin der deutschen elektrotechnischen Industrie zu bleiben, zu verfolgen. Aus der Werkstatt war schnell eine Fabrik geworden, deren Fortschritte auch durch eine in derselben Zeit einsetzende und lange Jahre anhaltende Verstärkung der preussischen Telegraphenverwaltung gegen die Firma nicht mehr aufgehalten werden konnten. Für den Ausfall an Bestellungen von dieser Seite, kamen deren um so mehr aus privaten Kreisen. Die damals noch nicht verstaatlichten Eisenbahnen überschütteten die Fabrik mit Aufträgen größten Umfangs, in Berlin wurde eine telegraphische Verbindung der 50 Feuermeldestellen mit dem Central-Feuerbureau und dem Polizeipräsidium verlangt und was dergleichen Arbeiten mehr waren.

Die Firma Siemens galt eben fünf Jahre nach ihrer Gründung nicht allein in Deutschland, sondern auch im Auslande schon für maßgebend. Im Jahre 1851 wurde die erste Weltausstellung in London reich besichtigt und die Firma in glänzender Weise ausgezeichnet, und 1852 knüpften sich bereits jene starken und langdauernden Beziehungen des Hauses Siemens in Rußland an, die seinen ausländischen Ruf und seine finanzielle Bedeutung mit beispielloser Schnelligkeit hoben. Es war schon damals kein unbedeutendes Haus mehr, in welches im gleichen Jahre die Königsberger Professorstochter Mathilde Drumann, Werner Siemens' Braut, eintrat. Der Vielgefeierte berichtet selbst in seiner kurzen, gemüthlichen Weise über diese Zeit: „Halske hatte gut gerichtete Thätigkeit. Wir hatten in Berlin ein ansehnliches Grundstück, Marktgrafenstraße 94, gekauft, auf dessen Hinterterroir eine hübsche, geräumige Werkstatt errichtet wurde, während das neu ausgebaute Vorderhaus gute Wohnungen für uns gab. Es fehlte also zum Heirathen nur die Braut . . .“

Nun, die Braut kam, und die Brautreise war gleichzeitig die erste russische Reise, die den Weg offen machte für die Millionen, die seitdem dem Hause Siemens und Halske so reichlich zufließen sollten. Nicht allein durfte es halb Rußland mit Telegraphenlinien überziehen, sondern ihm lag auch die technische

Verwaltung dieses ungeheuren Netzes ob, mit all' ihren Mühen, Lasten und — Einnahmen. Die Gründung des Petersburger Hauses Siemens, dann die geschäftliche Verbindung der Berliner Firma mit dem von Wilhelm, dem Bruder Berners, gegründeten Londoner Hause gaben dem Namen Siemens den weltbekanntesten Glanz.

Die Ära der Kabellegungen brach an, und die Siemens wurden in den Strom dieser neuen größeren Unternehmungen hineingezogen, kaum als ihr Geschäft zehn Jahr alt war. Erst durch die wissenschaftliche Beaufsichtigung bei der Verlegung der ersten Tiefseekabel, dann durch Apparat-Lieferungen, endlich durch eigene Kabellegungen, Unternehmungen, deren Betrag sich hoch, hoch in die Millionen belief. —

Wir zählen das Jahr 1868. Die größeren und gewagteren Unternehmungen, u. a. eine telegraphische Ueberlandlinie von England durch Deutschland, Rußland, Persien bis Indien und ähnliche Niesen-Engagements haben tiefereifende Aenderungen im geschäftlichen Zusammenhang der internationalen Häuser Siemens herbeigeführt. Halske ist ausgetreten; der steigende Umfang der Geschäfte, das laute Getriebe der Weltfirma haben ihn verdrängt, und nur als besorgter Freund stets voll Antheil für den Gang der Geschäfte, folgt er noch weiter dem Ergehen der Firma. Um so fester haben sich die einzelnen Häuser zusammengeschlossen, „eine Art Familien-Aktiengesellschaft“, wie ihr Begründer jagte. Der Bau eines Kabeldampfers, der im Laufe von 10 Jahren sechs glückliche transatlantische Kabellegungen ausführte, eine Kabelfabrik, eine Guttaperchafabrik, als der englische Geschäftsneid den deutschen Unternehmern den Summitmarkt zu verriegeln drohte, ein Kupferwerk im Kaukasus schloß sich den älteren Unternehmungen an, und bei vorübergehenden Mißgeschicken blieb im Ganzen der Erfolg den Brüdern Siemens stetig treu. Ein festes Zusammenhalten der Familienmitglieder, eine möglichst weitgehende Betheiligung jedes Einzelnen an den gemeinsamen Unternehmungen ist bis heute, auch nach dem Aussterben der meisten Mitglieder der älteren Linie, ein hervorragender Zug des Hauses geblieben.

Es kam, seit den achtziger Jahren etwa, die neue Epoche der Elektrotechnik, das glänzende Zeitalter der elektrischen Centralen, Eisenbahnen und Kraftübertragungen, an dem Niemand eifriger mitgearbeitet hat als Werner Siemens und sein Stab selbstgezogener Ingenieure. Der glänzenden Entwicklung des Hauses, das nun in Deutschland allein 6000 bis 7000 Arbeiter und Beamte unterhält, noch weiter zu folgen, ist in dieser knappen Skizze unmöglich. Die Firma hat in der jüngsten Zeit, die letzten Konsequenzen ihres ungeheuren Fortschrittes, der von selbst zu weiterer Ausdehnung drängt, ziehend, sich in der That in eine Aktiengesellschaft verwandelt. Aber sie ist auch jetzt geblieben, was schon der alte Siemens von ihr sagte: „eine Art Familien-Aktien-Gesellschaft“, denn fast nichts von dem die 30 Millionen überschreitenden Aktienbesitz ist über den Kreis der großen Familie Siemens hinausgedrungen.

Allerlei.

Die Bluthat, deren Opfer vor einigen Jahren der Abbé de Broglie war, hat sich bekanntlich am Sonnabend in Paris wiederholt: der Kaplan Menard von der Medard-Kirche erhielt am hellen Tage, als er mit der Wegkehrung sich zu einem Kranken besah, auf der Straße von einer Frau einen lebensgefährlichen Messerstich in den Rücken. Die Frau entfloh und ist erst am Dienstag verhaftet worden. Sie heißt Augustine Pépe, stammt aus Nantes, wo ihre Mutter noch lebt. Von den sieben Töchtern dieser unglücklichen Mutter schlug nur eine einzige Gut an; sie ist in Paris verheirathet, die übrigen haben sich in Paris und in der Provinz dem Leben der Halbweilserinnen ergeben. Die Missethäterin landete vor zwölf Jahren als die Maitresse eines Börsianers, der sie üppig ausübte, ihr dann zeitweilig eine Monatspension aussetzte und sie schließlich verließ. Seitdem sank sie zur gemeinen Straßenvermüthlerin, nannte sich nacheinander Frau Cousin und Frau Coquard und verübte, als sie zum letzten Male ihre Wohnung wegen unbezahlten Mietzinsjemes wechseln mußte, nur mehr über eine Dutzendachtel. Bei allem Elend aber scheint ihr das religiöse Bedürfnis treu geblieben zu sein; sie ging jeden Tag zur Messe. In dessen war es leider nicht der heilige Antonius, den sie in der Medardus-Kirche verehrte, sondern der Kaplan, der Abbé Menard, der „so sanft predigte und so klagenfang“; seine Stimme hatte ihr angehan und bald auch seine Person; und eines Tages dann jandte sie ihm einen Brief zu. Schon lange hatte sie reichen jungen Leuten und Chémännern gegenüber ein Erpreßungssystem betrieben, das sie mehrere Male auf die Polizeipräfectur führte. Obgleich nun anfangs bei ihrer Peregung für den Abbé Gefürchteten ihr fern gelegen haben mochten,

so sagte ihr doch jedenfalls eine innere Stimme, daß, wenn der Geistliche sich einmal mit ihr eingelassen, er ihr schon seine Worte zur Verfügung stellen würde; mit dieser doppelten Absicht suchte sie also persönliche Verbindungen mit ihm anzuknüpfen. Als ihre Hauswirthin sie wegen ihrer auffälligen Kirchengängerin zur Rede stellte, erklärte sie offen, es gehe das des Abbés wegen; sie glaube an nichts, aber „dort ist ein so artiger Bischof, der so gut predigt und eine so süße und wehmüthige Stimme hat, wenn er singt, daß ich nie die Kirche verlasse, ohne in Tiefsten aufgeregt zu sein.“ Der Abbé aber zerriß ihren Brief, ohne ihn zu lesen, gewarnt durch den Mord des Abbés de Broglie vor allen hysterischen Frauenzimmern. Dann versuchte sie es, sich ihm im Beichtstuhl zu nähern, ebenfalls vergeblich; der Geistliche wies sie an einen anderen Beichtvater. Darob ergrimmte Augustine und beschloß, sich ihm überall in den Weg zu stellen und ihn mit ihren Liebes- und Bittbriefen müde zu machen. Es finden sich in diesen Briefen numerirte Stellen. „Es ist Frühling,“ so heißt es in einem der ersten, „Alles erwacht in der Natur; wollen Sie allein ewig gegen die Klagen einer armen Sünderin taub bleiben?“ Ueber diesen Herzerguß hatte sie einen Pierrot gezeichnet. Im nächsten Brief eröffnete sie ihm, daß dank seiner Predigt endlich der liebe Herrgott sich auf sie herabgelassen, und hat ihn um Geld, um „ihre Seele zu retten und ihren Körper zu bewahren.“ Bald schlug sie den Ton der Eifersucht an: „Beim Gottesdienste schauen Sie mit Vorliebe die jungen Damen an, die sich absichtlich in Ihre Nähe stellen, aber für mich haben Sie keinen Blick des Mitleids. Wehe!“ Auf die Eifersucht folgten Drohungen: „Nehmen Sie sich in Acht; es genügt nicht, die Jungfrau Maria zu lieben, um sich der Liebesschuld gegenüber einer Frau zu entledigen.“ Sie schien schließlich sogar glauben zu sollen, daß der Abbé ihrer spoite, und verdachte es dessen Vater — der bei dem Abbé wohnte —, weil er sich die Stiefel auf ihrem Steig abputzte, sie hielt sich für „die Unglücklichste aller Liebenden in Gott“ und stellte ihm schließlich den Tod in Aussicht. „Schicken Sie mir nur 100 Franken, oder ich bringe heute Abend ins Wasser, aber vorher werde ich Sie tödten.“ Diese ihre Schreiben unterzeichnete sie in mannigfacher Weise, mit Angelina, Augustine, Frau C., Frau Cocquard, „Liebhaberin der Tugend“, „in Thränen aufgelöste Magdalene“. Der Abbé pflegte diese Briefe zu vernichten, nicht aber ohne sie vorher den übrigen Geistlichen vorgelesen zu haben, damit auch sie gegen das Weib auf der Hut seien; nur versäumte er dabei, den einzig richtigen Weg einzuschlagen und die Polizei von den Erpressungs-Verjuden in Kenntniß zu setzen. Als er nun einer Sterbenden die Wegebrüder überbrachte und dabei, wie es Vorchrift ist, in sich gelehrt einherwandelte, nahte sie sich ihm, und zwar mit einem rothbefiederten Hute auf dem Kopfe; sie ließ ihn an sich vorbeigehen, sah ihn hakerfüllt an, stieß ihm dann ein langes Küchenmesser in den Rücken und entfloh. Der Abbé fühlte sich getroffen, setzte aber voller Mitleidgefühl seinen Weg fort, nachdem er einem Lumpensammler, welcher der Szene beigewohnt, zugerufen, die Unglückliche verhaften zu lassen. Aber bald sah er sich zur Umkehr genöthigt, doch weigerte er sich, zu Hause angelangt, sich niederzulegen, bis ein anderer Geistlicher die Ueberbringung der Wegebrüder übernommen. Dies dauerte eine halbe Stunde; als sein Erzherrbruder anlangte, bemerkte er zu diesem: „Eine Verirrte hat mir einen Messerstich versetzt, als ich einer Sterbenden das heilige Abendmahl überbrachte; ich glaube, die Waffe ist in der Wunde stecken geblieben.“ Und darauf zog er sich selbst das Messer heraus, eine Klinge von 15 cm Länge; ein wider Blutstrom entquoll sofort der Wunde. Der Abbé lebt noch, wenn auch der gefährliche Stich eine Infection der verletzten Eingeweide nöthig macht. Die Verhaftete erzählt: Nach dem Altentate beichtete sie in der Laurentkirche dem dortigen Bischof, welcher ihr 30 Centimes gab, damit sie im Omnibus das nächste Kommissariat erreichen könne. Sie zog es jedoch vor, zehn Meilen zu Fuß bis Merveille zu marschiren, wo sie abermals beichtete und von Neuem Nabergeld nach Champes erhielt, um sich dem dortigen Gerichte zu stellen. Auf dem Wege dahin sprach sie einen radfahrenden Gendarmen folgendermaßen an: „Ich habe eine interessante Neuigkeit für Sie, will Ihnen Beförderung verschaffen!“ und erzählte nun dem Gendarmen alle Details ihrer That.

Eine Familie von Lebensrettern. Aus Paris wird geschrieben: Ein sechsjähriger Knabe fiel beim Spielen an dem Quai de Boulogne in die Seine und zwar an einem Orte, wo das Ufer recht steil abfällt. Das Kind wäre unfehlbar untergegangen, wenn sich nicht ein elfjähriges Mädchen, Augustine Vincent, entschlossen in das Wasser gestürzt hätte. Zweimal tauchte das muthige Kind unter, um den Knaben zu fassen. Beim ersten Male brachte es nur seine Mütze empor, beim zweiten Male aber gelang es ihm, den Jungen bei seinen Kleidern zu fassen und ihn unverfehrt an das Ufer zu bringen. Die kleine Augustine Vincent hat schon im vorigen Jahre unter ähnlichen Umständen eine junge Frau von 20 Jahren aus dem Wasser gerettet. Die Katern der jungen Heldin werden in dem Pariser Vororte Boulogne-sur-Seine wegen ihrer Ausopferung für Andere geradezu vergöttert. Frau Vincent besitzt nicht weniger als fünfzehn Rettungsmedaillen, darunter auch vier von der Regierung. Sie hat zwölf Kinder gehabt, von denen sechs noch am Leben sind, und eine ihrer verheiratheten Töchter ist gleichfalls im Besitze einer Rettungsmedaille.

Ein „altes Haus“. Ein 75jähriger Mann Namens Borgski wurde jüngst in Warschau zum Dr. med. promovirt. Er hat 1843 zu

studiren begonnen, mußte aber, da ihm die Mittel ausgingen, Lehrer werden und hatte erst 20 Jahre später soviel erspart, um seine Studien fortsetzen zu können. Er bestand auch das erste Examen, nahm aber 1863 am polnischen Aufstande Theil, wurde nach Sibirien verbannt und verrichtete dort 32 Jahre lang Zwangsarbeit in den Silberminen. Als 73jähriger Greis begnadigt, ging er nach Warschau zurück. Das „alte Haus“ ist in den Stürmen seines Lebens nicht wackelig geworden. Er setzte sich frisch „auf die Hosen“, und lebt im 108. Studienjahre hat er den Doktor der Medizin glücklich erreicht.

„Gefesselt“ durch einen Mesmeristen. In das Gastzimmer des Hotels einer großen Provinzialstadt, worin sich mehrere Herren befanden, trat ein bekannter Magiker und Mesmerist, um nachzuheben, ob seine Programme daselbst auch ausgehängt worden seien. Einige der Herren machten sich über den „Professor“ lustig und behaupteten, daß seine Experimente nur auf trügerischen Kunstgriffen beruhten. Der Mesmerist widersprach ernstlich und erbot sich schließlich, auf der Stelle eine Gratisvorstellung in seiner Kunst zu geben. Er sagte, er wolle einen der Herren so hinfesseln, daß dieser, wenn er seinen Einfluß auf ihn wirken ließe und ihn veranlaßt habe, sich an die Nase zu fassen, das Gastzimmer nicht mehr verlassen könne, ohne die Finger von der Nase loszulassen. Man einigte sich auf eine Wette und ein anwesendes Rathsmittglied erklärte seine Bereitwilligkeit, sich den angeblichen Wunderkräften des Mesmeristen (hypnotiseurs) auszuliefern. Dieser stellte dem Herrn neben eine dünne eiserne Säule im Hintergrund des Zimmers, befahl ihm, die Augen zu schließen, und machte einige Handbewegungen vor seinem Gesichte. Dann nahm er des Rathsherrn Arm, legte ihn vorsichtig um die Säule und ließ ihn die Nase zwischen den Fingern fassen. Nach einigen weiteren Strichen in der Luft sagte der „Professor“: „Nest, mein Herr, können Sie nicht aus dem Zimmer gehen, ohne die Nase loszulassen!“ — Das Opfer öffnete die Augen, erkannte den ihm gepfeiften Trick und ... kam lachend für den Betrag der Wette auf.

Drei weibliche Schornsteinfeger und 35 weibliche Dachdecker giebt es nach einer amtlichen Quellen entlehnten Statistik der Frauen in Jogenannten „männlichen Berufen“ in Deutschland. 7 Frauen sind in der Büchsenmacherei, 19 in der Erz- und Glockengießerei, 50 als Steinseger und Pfasterer beschäftigt. Als Kupferschmiede arbeiten 147, als Huf- und Nagelschmiede nicht weniger als 379 Personen des weiblichen Geschlechts. In der besonders schwere körperliche Anstrengung erfordernden Steinindustrie sind 309 Frauen und Mädchen als Steinmege und Steinhauer, 2000 in den Marmor-, Stein- und Schieferbrüchen thätig. Es dürfte kaum einen Zweig menschlicher Thätigkeit mehr geben, wo nicht, wenn vielleicht auch nur in geringem Maße, die Frauenarbeit eingedrungen ist.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Vesprechnungen nach Auswahl vorbehalten.

— Die diesjährigen Kaisermandore in der Wettertau wurden eingeleitet durch die Paraden bei Koblenz, Würzburg, Nürnberg und Romberg über die vier Armeekorps, die sich vom 6. bis 10. September während des Krieges im Frieden einander gegenüberstanden. Die **Illustrirte Zeitung** Nr. 2829 vom 16. September bietet eine ganze Reihe von Illustrationen theils nach Momentaufnahmen, theils nach Originalzeichnungen, die die Parade bei Würzburg, den Einzug des Kaisers und des Prinzregenten Luitpold in Würzburg, den Ehrentrunk bei dieser Gelegenheit, aus dem Manöverfelde den König von Italien in der Uniform seines heftischen Husarenregiments, die Gruppe der fremdländischen Offiziere, eine Kavallerietruppe und eine Pionniere zum Gegenstand haben. — Der an der indisch-afghanischen Grenz ausgebrochene Krieg ist mit lebensvollen Bildern von der Grenzstadt Peshawar, vom Khaiberpaß und aus dem Feslager, sowie mit einer Uebersichtskarte des Kriegstheaters bedacht. — An den 200jährigen Gedenktag der Schlacht bei Benta, die Ungarn für immer von der osmanischen Invasion befreite, erinnert eine Originalzeichnung S. Bergmeisters, an das 50jährige Dienstjubiläum der seit vierzehn Jahren an der Spitze der österreichisch-ungarischen Kriegsstärke stehenden Admirale Freiherr von Sterned und Oberan von Oberhorst die Porträts des Marinekommandanten und seines Stellvertreters. — Ein längerer Artikel nebst Bildniß ist König Oskar II. von Schweden und Norwegen gewidmet, der sein 25jähriges Regierungsjubiläum festlich begeht. — Von dem sonstigen Inhalt sind bemerkenswerth eine Abbildung des am 22. August entfalteten Raffael-Denkmal in Urbino, das Porträt des am 14. August gefallenen stellvertretenden Landeshauptmanns von Deutsch-Neuguinea, Kurt von Hagen, der Holzschnitt nach dem von der großen Berliner Kunst-Ausstellung bekannten Gemälde „Auf Raubzügen“ vom Thiermaler Wilhelm Kubner und ein Bildniß von Goethes „Euphrosyne“ zur Erinnerung an die ebenso begabte als anmuthige vor 100 Jahren frühverstorbene Weimarer Schauspielerin Christiane Neumann.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Fische, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.



Landwirthschaftliche Mittheilungen.

Redigirt von Landes-Oekonomierath **H. von Mendel-Steinfels** zu Halle (Saale).

Die Ernte und das Einmieten der Kartoffeln.

Die Berichte über die Aussichten der diesjährigen Kartoffelernte lauten sehr verschieden; ein ganz befriedigendes Urtheil hört man selten, dagegen wird vielfach über Fäulniß und Zweiwüchsigkeit geklagt, d. h. die schon entwickelten Knollen haben von Neuem angelegt. Die meisten Klagen kommen von den schweren Böden. Deshalb wird man in diesem Jahre besonders darauf bedacht sein müssen, gleich bei Beginn der Kartoffelernte Maßregeln zu ergreifen, welche die geernteten Kartoffeln in geeigneter Weise vor weiteren Gefahren schützen. Der Kleingrundbesitzer, der nur wenige Morgen baut und die Ernte mit seinen eigenen Leuten betreibt, kann, was er erntet, viel leichter vor dem Verderben schützen, wie der Großgrundbesitzer. Jener fortirt sofort beim Aufnehmen die Kartoffeln einmal nach der Größe der Knollen, dann nach der Beschaffenheit derselben. Da er die kleinen und frankten Knollen durch baldiges Verfüttern voll verwertht, ist er in der Lage, nur gesunde Knollen einzumieten und das Einmieten selbst hat er ganz in Hand, ihn treibt und drängt nichts, so daß er mit ruhiger Ueberlegung und ganz nach seinen bewährten Erfahrungen dabei vorgehen kann.

Ganz anders und mitunter sehr schwierig gestaltet sich die Kartoffelernte da, wo es sich um große Flächen handelt. Hier kann man sich nicht einrichten, wie man wohl möchte, denn die Kartoffeln werden auf allen größeren Gütern mit wenigen Ausnahmen im Afford aufgenommen und wenn diese Arbeit beginnt, so weiß man nicht, wieviel Leute man heute, wieviel man an den anderen Tagen haben wird; jeder der helfen will, ist willkommen und da gilt es oft eine große Leistung zu bewältigen. Auf dem Felde beginnt meist ein wahrer Wettkampf, der es trotz sorgfältigster Aufsicht nicht zuläßt, die frankten Knollen von den gefunden zu trennen. Bewußt und unbewußt werden stockige und faulige Kartoffeln in den Korb gerafft und aus dem Korb in den Kasten oder in die nahe Miethe geschüttet und die Miethe muß noch am selben Tage fir und fertig bedeckt sein; ist das aber einmal geschehen, dann wehe den armen Kartoffeln, wenn man nicht besondere Vorsichtsmaßregeln angewendet hat.

Als solche empfehlen sich die folgenden:

Zunächst stelle man in jeden Kasten oder an jede Miethe, wo hinein die Kartoffeln ausgeschüttet werden, je nach der geringeren oder größeren Schnelligkeit des Betriebes ein bis zwei verlässliche Schulkinder, die jede frankte oder faulige Kartoffel je in einem Korb ausammeln; in den Kellern, wo die Kasten entladen werden, verfare man ebenso. Dadurch säubert man die noch gefunden Kartoffeln möglichst von den frankten und von Ansteckungsstoffen, man kann die fauligen Kartoffeln durch späteres Eingraben in den Kompost vernichten und die weniger frankten dämpfen und täglich nach und nach beim Viehfüttern verwerten. Stehen Schulkinder nicht zur Verfügung, so stelle man zum Auslesen ohne Bedenken Arbeiterinnen an — selbst auf die Gefahr hin, diese der so dringenden Erntearbeit selbst zu entziehen, denn das Auslesen macht sich sehr leicht bezahlt. — Sind der frankten Knollen so viele, daß sie durch die Brennererei oder das tägliche Verfüttern an das Vieh nicht abforbirt werden können — denn zu viel davon darf man dem Vieh nicht verstreuen — so lasse man diese sofort entweder gedämpft oder roh und geschneitelt sorgfältig in Gruben einfüuern, in denen sie sich bis zum nächsten Frühjahr und Sommer ungefährdet halten. Bei allen Kartoffeln zweifelhafter Güte ist dies das sicherste Verfahren. Nur faulige Kartoffeln darf man nicht dazwischen nehmen, diese gehören, wie gesagt, in den Kompost, der noch längere Zeit lagert und ungestochen wird, aber sie gehören nicht auf den Dünghaufen, wo man sie leider noch so häufig sieht, denn mit dem Dünger kommen sie aufs Feld und infiziren mit ihren Krankheitskeimen den Acker.

Ist ein Schlag aufgenommen, so beeile man sich, denselben möglichst bald gehörig abzuwegen, dadurch zerstört man noch einen Theil des Unkrautes, bringt das Kartoffelkraut, das man immer sehr gut brauchen kann, besser zusammen und fördert noch zahlreiche Kartoffeln an die Oberfläche. Dabei wird freilich der bekannte Zwiespalt entstehen: Soll man die ausgelegten Kartoffeln sofort aufammeln, oder in der Hauptarbeit fortfahren, und jene der Gefahr des Erfrierens aussetzen. Die Entscheidung ist schwer! Man will sich die Arbeit nicht „verreisen“, es ist alles so schön im Zuge, kurz, es wird weiter „gebuddelt“. Hier helfen nun die bestgehakten Schafe aus. Ohne Besinnen treibe man dieselben hinter der Egge her, womöglich diejenigen, die demnächst zur Wintermast kommen.

Dadurch erreicht man drei große Vortheile. Erstens sind die oben aufliegenden Kartoffeln vor dem Frost gerettet, zweitens werden die Schafe gut zur Mast vorbereitet und drittens pulverisiren sie, vorausgesetzt, daß es trocken ist, durch ihre Klauen den Acker. Dadurch und durch das Eggen wird derselbe noch einer guten Gare zugeführt und es giebt eine vorzügliche Winterfurche.

Die größte Aufmerksamkeit ist dem Verfahren des Einmietens zuzuwenden. Davon hängt oft der Verlust eines kleineren oder sogar größeren Vermögens ab.

Ein Kardinalpunkt ist das trockene Einmieten der Kartoffeln. Sie müssen einen halben Tag unbedeckt liegen und auslüften, ehe sie eingedeckt werden. Das kann selbstverständlich nur bei sicherem Wetter geschehen, dennoch wird es oft genug vorkommen, daß ein Stück der Miethe einregnet. Ist dann ein nachträgliches Auslüften nicht mehr zu ermöglichen, so markire man das verregnete Stück, um es später, sei es durch Verfüttern, sei es durch die Fabrik zuerst zu verarbeiten.

Von besonderer Wichtigkeit ist ferner die Auswahl des Mietheplatzes. Man wähle denselben in geschützter Lage, nicht auf thonigen, lehmigen oder schweren Bodenarten. Dieselben machen die Arbeit des Grabens schwieriger, lassen die Masse nicht gut durch und frieren stärker ein. Je leichter der Boden des Mietheplatzes ist, desto gesünder halten sich die Kartoffeln. Man soll auch denselben Platz nicht mehrere Jahre hintereinander benutzen, denn faulige Kartoffeln, die es in jedem Frühjahr mehr oder weniger immer giebt, lassen Krankheitskeime im Boden zurück, die sich im nächsten Jahre auf die gefunden Kartoffeln übertragen können. Als Deckmaterial benutze man in strohreichen Wirthschaften am zweckmäßigsten trockenes, gesundes Roggenstroh, in stroharmen Wirthschaften Wacholderstrauch und abgetrocknete Graspalten oder Haidekrautpalten — aber kein Kartoffelkraut, denn das ist zu grobstrümpig und schließt sich so schlecht zusammen, daß kalter Wind und Frost durch die Zwischenräume eindringen.

Beim Ein- und Ausladen der Kartoffeln muß man darauf halten, daß die sich im Kasten befindenden Leute mit ihren schweren Stiefeln nicht unmittelbar auf den Kartoffeln herumtreten, damit diese nicht beschädigt werden. Sie müssen unter den Füßen entweder alte Säcke oder selbstgefertigte Strohmatte haben. Die zum Ausladen bestimmten Schuppen dürfen keine scharfen Kanten haben und die Kartoffelfegen müssen so eingerichtet sein, daß ganz kleine Knollen, Erde und Krautreste durchfallen können und nicht mit in die Miethe kommen. Beim Aufschütten der Miethe ist darüber zu wachen, daß dieselben nicht zu breit und nicht zu hoch angelegt werden, denn je dicker die Kartoffeln liegen, desto eher erhitzen sie sich. Bei normalen Kartoffeln kann die Breite der Miethe 5 Fuß betragen, die Höhe 3 Fuß, bei verdächtigen Kartoffeln die Breite 4 Fuß und die Höhe 3 Fuß.

Das Eindecken der Miethe wird fast überall verschieden gemacht, je nach den Materialien, welche dazu verfügbar sind.

Diese Materialien müssen vor Allem trocken sein, deshalb soll man nie mehr als den Bedarf für einen Tag anfahren, um die Gefahr des Einregnens auch hier möglichst zu vermindern.

In strohreichen Wirthschaften nimmt man am zweckmäßigsten in erster Linie Roggenstroh, in zweiter Linie Weizenstroh vom Maschinenerdbruch. Damit macht sich die Decke am bequemsten, am schnellsten und sichersten. Man darf aber das Stroh nicht lose auf die Miethe auslegen, sondern harkt es am Erdboden mit dem Rechen zusammen, so daß die Stärke der Strohschicht in zusammengeharktem Zustande 6 Zoll beträgt. Auch auf der Miethe harkt man eine Schicht fest an die andere, so daß über die ganze Miethe eine Strohschicht von 6 Zoll zu liegen kommt. Auf den First der Miethe legt man nun unmittelbar auf die Kartoffeln einen überall gleich starken glatten Wiesenbaum, der an dem einen Ende einen Strich zum Weiterziehen hat. Ueber diesem Baum bedeckt man nun die First mit möglichst glattem Stroh in derselben Stärke, wie oben und bewirkt nun die Miethe, nachdem man noch über die Strohfirst das übliche Brett gelegt hat, mit einem halben Fuß Erde. Dadurch spannt sich das Stroh über dem Baum und wenn man denselben nun weiter zieht, so entsteht unmittelbar über den Kartoffeln eine Röhre, die gleichzeitig als Ventilationsröhre dient. Das festgespannte Stroh der First kann nicht einregnen, wohl aber gestattet es den in der Miethe sich entwickelnden Dünsten den Abzug. Die Erdbedecke auf der Miethe harkt man glatt, damit etwaiger Regen gut ablaufen kann. So bleiben die Kartoffeln ohne Gefahr bis zur Winterbede liegen. Als solche genügt dann das Aufwerfen von 1 Fuß Erde.

Will man Stroh sparen, ohne die Kartoffeln zu gefährden, so verfährt man folgendermaßen: Anstatt 6 Zoll Stroh deckt man auf die Kartoffeln in der oben angegebenen Weise 3 Zoll und bewirkt die Miethe mit 6 Zoll Erde. Bei der Aufnahme dieser verfährt man so, daß 2 Fuß von der Miethe ab geradlinige Gräben entstehen, in die man entweder Laub, Napschalen, Napsstroh u. s. w. fest eintrifft. Schreitet man dann zur Winterbede, so benutzt man die in Gräben eingetretenen Stoffe als Zwischendecke und bringt auf diese noch 1—1½ Fuß Erde, die ebenfalls glatt zu harken ist. Dabei hat man noch den Vortheil, daß die Erde in den Gräben nicht einfrieren und leichter gewonnen werden kann. Man kann auch dadurch Stroh sparen, daß man die Kartoffeln in ganz leichtem Boden in Miethen von ¾ Fuß Breite 2—3 Fuß tief in Gräben einmietet, so daß man nur die zugespitzte Oberfläche zu bedecken hat. Das Ausheben der Erde verursacht zwar viele Arbeit, man spart aber ⅓ des Deckmaterials und die Kartoffeln halten sich sehr gut.

Endlich kann das Stroh ganz erspart werden, wenn man reichlich Wachholderstrauch und Palten zur Verfügung hat und

diese bei Beginn der Ernte schon vorrätzig hält. Die dicksten Zweige sind aus dem Wachholder zu entfernen. Dann deckt man diesen so dicht und unmittelbar über die Kartoffeln, daß diese nicht zu sehen sind. Ueber den Wachholder deckt man, eng an einander gefügt, Palte an Palte, mit der Narbe nach unten, mit der Erde nach oben, macht dann die ganze Miethe schwarz und läßt sie so bis zur Winterbede liegen. Wachholder und Palten lassen die Dünste durch. Zur Winterbede genügt dann 1½ Fuß Erde. Dies Verfahren wird vielfach in Pommern, in West- und Ostpreußen angewandt. Es ist gut und praktisch. So eingedekte Miethen werden von den Mäusen ganz gemieden, da diesen der Wachholder unangenehm ist, ein Vortheil, der nicht gering zu veranschlagen ist, wenn man bedenkt, daß in mäuserreichen Jahren, die Strohschichten oft genug von den ruhelosen Nagern in Häufel verwandelt werden, wodurch auch den Kartoffeln mancher Schaden entsteht.

Sogenannte Luftschornsteine auf den Firsten der Miethen in Gestalt von Strohwippen oder Drainröhren, sind unpraktisch, da an solchen Stellen Frost und Feuchtigkeit eindringen, wodurch leicht Fäulniß entsteht.

Zu lange Miethen vermeide man möglichst, denn wenn in derselben schlechte Stellen auftreten, muß man die Miethe an verschiedenen Punkten aufreißen, um die gefährdeten Kartoffeln abzufahren. In kurzen Miethen von etwa 10 Kästen kann man die einzelnen Qualitäten, die man markirt, besser auseinanderhalten und wenn Gefahr droht gleich die ganze Miethe wegnehmen — sei es in die Fabrik zur sofortigen Verarbeitung, sei es in den Keller zum Aufsammlen.

Schließlich überzeuge man sich durch wiederholte Untersuchung von den Miethentemperaturen vermittelst des bekannten Stockthermometers. Zeigt derselbe beträchtlich über 6 Grad, so ist Gefahr im Verzuge und man disponire danach.

Trotz aller Sorgfalt, trotz genauer Buchführung wird man sich immer darauf gefaßt machen müssen, daß im Frühjahr ein Manto entsteht, welches bei normalen Verhältnissen durch Schwund und vereinzelte Krankheiten die Höhe von 10 Proz. erreicht; um sich Enttäuschungen zu ersparen, ist es rathsam, bei der Aufstellung von Berechnungen von vornherein 10 Proz. Verlust in Anschlag zu bringen; wenn er wirklich geringer ist, um so besser.

Die Ernte und die Aufbewahrung der Kartoffeln in großen Wirthschaften ist jedenfalls eine Arbeit, bei der an die Dispositionsgabe des Landwirths und an seinen praktischen Sinn große Anforderungen gestellt werden. Ein rein schematisches Verfahren kann sehr bedeutende Verluste herbeiführen, während Nachdenken und praktischer Sinn hier bedeutende Werthe schaffen und erhalten. („Ill. Landw. Ztg.“)

Urtheile aus der Praxis über die Brauchbarkeit der Thistle-Melkmaschine.

Die anfänglich auf die Melkmaschine gesehten großen Hoffnungen haben einer gewissen Enttäuschung Platz gemacht, nachdem aus der Praxis berichtet wurde, daß die anfänglich günstig beurtheilte Thistle-Melkmaschine auf dem Gute Neuhof nach einigen Monaten wieder außer Betrieb gesetzt werden mußte, weil die Melkmaschine in Bezug auf reines Ausmelken Alles zu wünschen übrig ließ.

Mit diesem Falle ist das Urtheil über die Melkmaschine aber nicht erschöpft. In einer Entgegnung führte der Gutsverwalter Lindenbergs-Frigow dieses ungünstige Ergebnis auf unverständige Behandlung der Maschine, besonders auf mangelhafte Reinhaltung der Rohrleitung zurück, und wenn auch Herr Lindenbergs bis zu bestimmtem Grade Partei ist, insofern als das Gut Frigow dem Kommerzienrath Ahrens, dem Generalvertreter der Thistle-Maschine, gehört, so würde andererseits doch schon die Geschäftsklugheit der Firma verbieten, eine Maschine einzuführen und gegen solche Beurtheilung aus der Praxis in Schutz zu nehmen, wenn sie von ihrer praktischen Brauchbarkeit nicht überzeugt wäre.

Jetzt wird nun, so führt die „Molkerei-Ztg.“ aus, diese bestrittene Frage noch verwickelter, indem die Landwirtschaftskammer für Posen über 2 in der Provinz Posen seit 5 bezw. 6 Monaten arbeitende Thistle-Melkmaschinen amtlich ein sehr günstiges Urtheil veröffentlicht, während gleichzeitig Herr W. Schlemmer-Linde auf Grund seiner praktischen Erfahrungen zu einem höchst abfälligen Urtheil gelangt.

Die Landwirtschaftskammer für die Provinz Posen veröffentlicht in ihrem Organ vom 17. d. M., was folgt:

„In neuerer Zeit sind verschiedentlich durch Fachblätter Mittheilungen gegangen, daß die „Thistle“ sich bei längerem Gebrauch nicht bewährt habe, daß sie nicht mehr rein ausmelke, sondern ein längeres Handnachmelken erforderlich mache und daß sie selbst auf den Gesundheitszustand der Melkthiere nachtheilig einwirke und Euterkrankheiten verursache.

Wenn auch diese Nachrichten von anderer Seite widerlegt wurden, so dürfte es doch von allgemeinem Interesse sein, zu erfahren, welche Erfahrungen in der hiesigen Provinz bei dem Betriebe der Thistle-Maschine bisher gemacht wurden.

Nach den Berichten der Herren Vesiger, bei denen dieselbe arbeitet, scheinen zunächst die geäußerten Befürchtungen betreffs nachtheiliger Beeinflussung des Gesundheitszustandes der Melkthiere durch die Maschine vollständig unbegründet zu sein.

Trotzdem die „Thistle“ an der einen Stelle 5, und an der anderen Stelle 6 Monate ununterbrochen im Betriebe ist, sind bisher in keiner Weise irgend welche Nachtheile in dieser Beziehung bemerkt, im Gegentheil ist von Herrn Rittergutsbesitzer Caesar in Muckwitz die Beobachtung gemacht worden, daß in seiner Herde seit dem Maschinenmelken die früher häufig auftretenden Euterentzündungen nicht mehr vorgekommen sind.

Herr Caesar hat außerdem in den ersten Monaten des Betriebes die Herde regelmäßig durch den beamteten Thierarzt

seines Kreises untersuchen lassen und auch dieser hat niemals irgend welche nachtheilige Veränderung in dem Organismus der Melkthiere wahrnehmen können.

Nach diesen Erfahrungen in der hiesigen Provinz scheint also das Melken mit der Thistle-Maschine eher einen wohlthätigen als störenden Einfluß auf die Milchorgane ausgeübt zu haben.

Was dagegen das „Nicht rein ausmelken.“ durch die Maschine anlangt, so ist, wie Herr Rittergutsbesitzer Schwarz in Reichenau berichtet, bei dem Maschinenbetriebe zu berücksichtigen, daß man es mit einer Maschine zu thun hat, deren gutes Funktioniren wesentlich auch von der Handhabung und Aufmerksamkeit seitens des Bedienungs-personals abhängt und daß die Kühe gewissermaßen erst für den Maschinenbetrieb erzogen werden müssen, da sie nicht alle die Milch gleichmäßig hergeben.

Das Nachmelken ergibt bei 66 dort durch den Apparat gemolkene Kühen durchschnittlich ein Gesamtquantum von nur 8 Liter Milch, ein Resultat, welches in Anbetracht dessen, daß das Nachmelken nur von einer Person ausgeführt wird und somit viel Zeit beansprucht, daß sich bei den letzten zum Nachmelken gelangenden Kühen bereits wieder frische Milch im Euter angesammelt hat, immerhin als günstig bezeichnet werden muß. Herr Caesar meint, daß die Thistle jedenfalls besser ausmelkt als müde, abgearbeitete Weiber, welche man außerdem häufig unter der Kuh schlafend antrifft.

Bei der Maschine tritt außerdem leicht der Umstand ein, daß sich in dem Luftrohre nach und nach Staub, Unreinigkeiten und auch Milchreste ansetzen, welche die Luftsäule verengen, so daß die Luftpumpe nicht mehr energisch genug wirken kann, um namentlich bei schwer milchenden Kühen die Milch aus dem Euter zu saugen. Das sind selbstverständlich nicht Fehler der Anlage, sondern Fehler des Betriebsleiters. In Murrhauz und jedenfalls auch in Reichenau werden die Luftrohre deshalb allmonatlich abgeschraubt und gereinigt, indem man ein an einem Draht befestigtes Stückchen Kuschbaumwolle wiederholt durch die Röhre zieht und alsdann mit kaltem Wasser nachspült.

Bei einer entsprechenden Behandlung der Maschine und regelmäßig wiederholten Reinigung der Röhren wird uns von beiden der Herren Besitzer versichert, daß die Melkkraft in keiner Weise nachläßt, so daß dieselben nach dem nunmehr halbjährigen Gebrauch mit deren Leistungen vollständig zufrieden sind und den Betrieb dem Handmelken jedenfalls vorziehen.“

Zu diesem amtlichen Bericht der Hofener Landwirtschaftskammer steht das Urtheil im schroffen Gegensatz, welches Herr Schlemann, Rinde aus Grund seiner Erfahrungen in der eigenen Praxis am 29. Sept. als Entgegnung auf die erwähnten Ausführungen des Herrn Lindenberg in der Deutschen Landw. Presse veröffentlicht.

Er schreibt:

„Das Bedürfnis, mich von den oft sehr unzuverlässigen Melkern zu emanzipiren, war für mich Ursache, im Februar dieses Jahres eine Thistle-Melkmaschine zum gleichzeitigen Melken von 10 Kühen von der Firma Schütt u. Ahrens, Stettin bei mir aufstellen zu lassen, nachdem ich vorher die Anlage in Frikow besichtigt und dort den besten Eindruck von dieser Maschine erhalten hatte. Frikow gehört Herrn Ahrens, Inhaber obengenannter Firma, und wird von Herrn Lindenberg bewirtschaftet.“

Wie mir bei meinem kurzen Aufenthalt in Frikow dort die Maschine entschieden imponirt hatte, so befriedigten mich im Großen und Ganzen zunächst auch die Resultate meiner Maschine, bis ich erst nach mehrwöchigen Betriebe Mängel und Fehler so schwerwiegender Natur entdeckte, daß ich wieder zum Handmelken übergehen mußte. Ich will hier drei dieser Fehler hervorheben.

Obgleich die Kühe sich bald an die Maschine gewöhnten und sich im Allgemeinen auch ziemlich gut ausmelken ließen, mußten doch einige Thiere über eine halbe Stunde angegeschlossen bleiben und waren auch dann nur höchst unvollkommen ausgemolken. Da es sich indeß bei mir nur um wenige derartige Thiere handelte, legte ich zur Zeit auf diese Erscheinung kein sehr großes Gewicht. Nachdem aber, wie ich später erfuhr, eine Anlage im Elsaß gerade daran gecheitert ist, daß die Mehrzahl des Viehbestandes sich mit der Maschine überhaupt nicht, selbst nicht bei erhöhtem Vakuum, melken ließ, und es den Anschein hat, daß gerade einzelne Viehrassen, vermuthlich die Höhenschläge, sich so ver-

halten, muß ich auch hierin schon einen prinzipiellen Uebelstand der Maschine erblicken.

Als Hauptfehler hat sich aber bei mir die überraschende Thatsache herausgestellt, daß die Maschine eine relativ fettärmere Milch liefert. Ich beobachtete nämlich sofort mit Beginn des Maschinenmelkens einen Rückgang im Butterertrag von ungefähr 9 Pfund täglich, dachte aber natürlich anfangs gar nicht daran, die Maschine hierfür verantwortlich zu machen, sondern suchte in der zufällig gleichfalls geänderten Fütterung und noch in anderen Dingen eine plausible Erklärung für diese Beobachtung. Als aber bei einem kleinen Defekt am Pulsator wieder für kurze Zeit mit der Hand gemolken wurde und sofort der gewohnte, um 9 Pfund höhere Butterertrag erzielt wurde, mußte ich doch stutzig werden und stellte nun unter Beobachtung aller Vorsichtsmaßregeln wiederholte comparative Versuche an, die übereinstimmend das Ergebnis hatten, daß die Minderausbeute von ungefähr 9 Pfund Butter lediglich durch die Maschine verursacht wurde, dabei muß ich erwähnen, daß die ermolkenen Milchquanten die gleichen waren, denn ich ließ immer hinter der Maschine noch mit der Hand nachmelken. Es handelt sich also thätlich darum, daß die Maschine nicht im Stande ist, das Milchfett in derselben Menge zu gewinnen, wie es beim Handmelken geschieht.

Das zeigte auch eine gleichzeitig hier vorgenommene chemische Untersuchung, nach welcher der Fettgehalt der durch Hand gemolkene Milch 3,7 Proz. betrug, während die Maschinenmilch nur 3,0 Proz. Fett enthielt. Eine Erklärung für diese immerhin merkwürdige Erscheinung will ich den Sachverständigen überlassen. Wenn man annimmt, daß der Zerfall der Fettbrühen teilweise erst während des Melkens durch die in Folge des Zerrens am Euter hervorgerufenen Nervenreize stattfindet, so könnte man denken, daß die Maschine im Gegensatz zum Handmelken die Saugprozedur, wie es ja auch zutrifft, so sanft und ohne Stöße erfolgen läßt, daß die zur Fettabsonderung nöthigen Nervenreize nicht genügend ausgeübt werden.

Einen dritten wesentlichen Fehler an der Thistlemaschine fand ich darin, daß die von der Maschine ermolzene Milch nur Butter von sehr geringer Haltbarkeit liefert. Eine ähnliche Beobachtung ist auch auf der diesjährigen schottischen Maschinenkonferenz gemacht worden, wo laut einer Notiz in Nr. 48 der Deutsch. Landw. Presse als Hauptfehler der Thistlemaschine die durch sie hervorgerufene ungünstige Beeinflussung der Milch hinsichtlich ihrer Haltbarkeit erwähnt wurde. Dieser Fehler wird dadurch verursacht, daß, wie es gar nicht zu vermeiden ist und wie es auch Herr Lindenberg besonders hervorhebt, Milch in die feste Rohrleitung eingesogen wird und dort verdirbt, während Theile dieser verbordenen Milch dann wieder mit der vom Pulsator zurückströmenden Luft in den Melkeimer gelangen und sofort die frische Milch inficiren. Ich habe, sobald ich den Uebelstand erkannte, die ganze Rohrleitung sogleich nach jedesmaligem Melken mit Wasser ausspülen lassen — in der mir gegebenen Vorschrift sollte dies Auspülen nur einmal wöchentlich erfolgen — aber die Mängel an der Butter blieben bestehen, da offenbar auch diese Reinigung noch nicht genügte. Eine andere tägliche Reinigung der festen Rohrleitung läßt sich aber aus praktischen Rücksichten nicht vornehmen.

Hiermit habe ich die wesentlichen Uebelstände besprochen, welche die Thistlemaschine bei mir zeigte und die mir Veranlassung wurden, die Maschine dem Lieferanten wieder zur Verfügung zu stellen. Ich kann also aus voller Ueberzeugung behaupten, daß Herr Dr. Müller, Offenbach in seinem von Herrn Lindenberg, Frikow kritisirten Bericht über die Neuboffer Anlage durchaus das Richtige trifft, wenn er von der Anschaffung dieser Maschine abräth. Nach meinen Erfahrungen bedeutet die Anschaffung dieser Maschine nicht bloß einmal fortgeworfenes Geld, sondern bei ihrer Benutzung bringt sie einen täglich immer wiederkehrenden, dauernden Schaden.“

Nach diesen schroff gegenüberstehenden Urtheilen muß es bei der großen praktischen Tragweite dieser Frage sehr willkommen sein, daß die Thistle-Melkmaschine von der D. L. G. zur Vorprüfung angenommen ist und somit eine maßgebende Beurtheilung von einwandfreier Seite in Aussicht steht. Bis diese Frage durch die bevorstehenden Versuche der D. L. G. geklärt und entschieden ist, dürfte sich seitens der Milchwirthe eine abwartende Stellung empfehlen.

Kleinere Mittheilungen.

Zuchtviehmarkt für Simmenthaler Vieh zu Cölleda (Kreis Eckartsberga) am 12. Oktober cr.

Die Stammzucht-Genossenschaft Eckartsberga beabsichtigt, am 12. Oktober in Verbindung mit dem in Cölleda stattfindenden Viehmarkt einen Zuchtviehmarkt für reinblütiges Simmenthaler Zuchtvieh abzuhalten.

Seit Jahren hat die genannte Zuchtgenossenschaft mit beträchtlichen Opfern reinblütiges Zuchtmaterial eingeführt und unter Anwendung sorgfältiger Zuchtmaß und rationaler Haltung einen leistungsfähigen, kräftigen Viehschlag im Simmenthaler Typus herangezüchtet. Die Eigenschaften, von denen die Aufnahme der Zuchtthiere in das Herdbuch abhängig gemacht wird, sind vor allen Dingen Frühreife, gute Futtermittelverwertung und hoher Milchtrag. Dazu eignen sich die Simmenthaler besonders gut zum Zuge, so daß die Aufzucht von Zugochsen besonderen Aufmerksamkeit genommen hat.

Eine rege Besichtigung aus allen der Stammzucht-Genossenschaft angehörenden Zuchten steht zu erwarten und werden Landwirthe und Züchter, welche reinblütiges Zuchtvieh zur Blutauffrischung sowie Nutzvieh oder Jungvieh des Simmenthaler Schlages einzuführen beabsichtigen, auf diese Gelegenheit, gut und preiswürdig direkt vom Züchter zu kaufen, ganz besonders hingewiesen.

Die Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft wird in der Zeit vom 11. bis 15. Oktober ihre große Herbstausstellung abhalten. Es liegt ein reicher Arbeitsstoff dazu vor, der ganz vorwiegend in den geschlossenen Sitzungen der einzelnen Ausschüsse seine Erledigung findet und zu einem großen Theile dem Gebiete des Ausstellungsweizens im allgemeinen, der nächstjährigen, vom 15. bis 21. Juni in Dresden abzuhaltenden Wanderausstellung der genannten Gesellschaft im besonderen angehört. Am Mittwoch, den 13. Oktober, nachmittags 1 Uhr, hält ihre öffentliche Versammlung im großen Saale des Klubs der Landwirthe die Hierzucht-Abtheilung, am selben Tage, Nachmittags 4 Uhr, im kleinen Saale daselbst die Geräte-Abtheilung, während am Donnerstag, den 14. Oktober, Nachmittags 1 Uhr, im großen Saale des Klubs der Landwirthe der Gesamtausstellung eine reiche und wichtige Tagesordnung zu erledigen hat. Daneben finden 28 Sitzungen von Ausschüssen und engeren Körperchaften — Richtergruppen u. a. m. — statt, denen theils Ausstellungs-, theils andere Spezialaufgaben obliegen.

Mit dem 1. Oktober tritt an die Spitze der deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft als Nachfolger des Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg Seine königliche Hoheit der Prinz Friedrich August Herzog zu Sachsen für das Jahr 1898, das dem 4. Gau, Königreich Sachsen, die große deutsche landwirtschaftliche Ausstellung und die Wanderversammlung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft bringen wird.

Flachs-Ausstellung in Dresden 1898. Nachdem die Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft sich neuerdings eingehender der Frage des Flachsbaues zugewandt, hat sie nach mehrjähriger Pause auf ihrer nächstjährigen Wanderausstellung wiederum eine mit Preisen ausgestattete Flachsbaubothung eingerichtet. Für die Erbauer von Flachs, für welche besonders große Geldpreise ausgesetzt sind, ist die Ausstellung von Rohflachs Bedingung; freigestellt ist es ihnen dagegen, ob sie auch aus dem Rohflachs gewonnenen Röhflachs, sowie endlich aus diesem wieder gewonnenen Bred- und Schwingflachs zur Ausstellung bringen wollen. Die besonderen Bedingungen hierfür werden auf Anfordern von der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft, Berlin SW., Kochstraße 73, ausgegeben.

Kammergerichts-Entscheidung auf dem Gebiete des Jagdscheingesezes. Das Kammergericht hat unter Aufhebung einer früheren entgegengelegten Auffassung auf dem Gebiete des Jagdscheingesezes die folgende, in der „Deutsch. J.-Ztg.“ mitgetheilte Entscheidung getroffen: Nach dem Wortlaut des § 11 des Jagdscheingesezes wird nur derjenige mit Strafe bedroht, welcher bei Ausübung der Jagd seinen Jagdschein nicht bei sich führt. Nur derjenige übt aber die Jagd aus, der jagdbaren Thieren nachstellt, um sie tod oder lebendig in Besitz zu nehmen. Wenn aber ein Jagdberechtigter, nachdem er auf seinem Jagdgebiete die Jagd bereits ausgeübt hat, dieses Gebiet verläßt und sich außerhalb dieses Gebietes, wenn auch noch mit Gewehr und Jagdgeräthschaften versehen und die Jagdbeute tragend, schon auf dem Heimwege befindet, so übt er nicht mehr die Jagd aus, da er nicht mehr jagdbaren Thieren nachstellt. Wird man auch das Weglassen der Jagdbeute, so lange es noch auf dem Jagdgebiete des Jägers vor sich geht, als in die Verfertigung des Wildes fallend, für einen Akt der Jagdausübung ansehen, so gehört doch das Nachhausefahren der Jagdbeute nicht mehr zur Ausübung der Jagd, so daß, wer bei letzterem Akt ohne Jagdschein betroffen wird, straffrei bleiben muß.

Probemelken 1896/97, veranstaltet vom königlich preussischen Ministerium für Landwirtschaft, Domänen und Forsten, einschließlich des gleichzeitig von der Oldenburger Landwirtschafts-Gesellschaft unternommenen Probemelkens. Berlin 1897.

Dieses Heftchen bringt auf 17 Seiten die Hauptergebnisse, welche bei dem betreffenden, ebenso neuartigen wie umfangreichen Probemelken gewonnen worden sind.

Der Zweck dieser Veranstaltung war vornehmlich der, der Züchtung nach Leistung einen kräftigeren Anstoß zu geben und im Besonderen die Leistungsfähigkeit der besten Züchter verschiedener Zuchtgebiete mit einander zu vergleichen. In dieser Absicht sollten zunächst die beiden Schläge des schwarzen und des rothbunten norddeutschen Niederungsviehs durch eingehende und längere Zeit fortgesetzte Prüfungen auf Menge und Güte ihrer Milch mit einander in Wettbewerb gestellt werden. In dem Heftchen sind die an diesem Wettbewerbe theilnehmenden Rührer bezirksweise mit Angabe ihrer Lebensverhältnisse und der von ihnen ermittelten Gesamtleistungen einzeln aufgeführt, unter Begünstigung derjenigen, die im laufenden Jahre aus irgend einem Grunde von der Prüfung ausgeschlossen werden mußten. Das Heftchen ist im Buchhandel nicht erhältlich, kann aber von den Mitgliedern der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft auf Antrag von der Hauptstelle kostenfrei bezogen werden.

Preise für Schlachtvieh nach Lebendgewicht in Halle a. S.

Im der Zeit vom 1. bis 7. Oktober 1897 einschließlich a) von Fleischern den Landwirthen bezahlte resp. von Händlern erzielte Preise:

	Qualität	Alter	Gewicht Pfd.	Erzielte Preise per Centner M.
Rübe	1.	7 jährig	1275	32½—32
	1-2.	8 "	1150	30
	2.	9-10 "	1050-1300	27
Ferkel	1b.	3 "	1300	32
	1.	7 "	1700-1800	35
Schaf	1-2.	8 "	1750	33
	1.	3 "	1500	32
Schweine			300-400	48
			280	47
			250	46
			270	45

Direkte Händlerpreise nach Schlachtgewicht:

Schweine	250-400	je nach Qual. 62-66
----------	---------	---------------------

b) von den Mitgliedern des Landwirtschaftlichen Bauern-Vereins des Saalkreises erzielte Preise (bei sofortiger und bereits erfolgter Abnahme):

Rübe	1.	8 jährig	1340	32
	1b.	6-7 "	1420-1200	31
	1-2.	7 "	1250	30
Ferkel	1-2.	3 "	1040	31
	1.	7-8 "	1900-200	35
Schaf	1a.	3 "	1600	33
			300-350	48
Schweine			250	47
			290-320	46

Anzeigen.

Zur Aufsicht !!

haben wir, um Neben von der Königl. Reichs- und außerordentlichen Militär-Abtheilung, unter beurlaubter Warte gleich, ohne, welche, woch, Schluß, bitt, 140-150

Pferdelecken bantelmann 10-180 nur M. 3,75 St. breiter Reiter.

Engl. Sport-Doppeldecken, Robbarts oder reichhaltig, extra stark und schwer, circa 100-200, mit vordurchlöcherter breiter Spitze und verlässlichen Klappen bis zum Ende nur M. 5,75.

Der Versand geschieht zur Ansicht gegen Rücksendung oder Nachnahme. Preislisten und Musterbogen sind gratis im freilichigen Verlangen die Posten im nicht allein entzündlichen Spesen mit Nachnahme zurückzugeben — dies ist gewiss ein Beweis, daß die Posten gegenüber und sehr billig sein werden. Übernehmen mit nachfolgendes Waren unterhalb von hier noch nicht boge weitem Gegenstande Gebrauch zu machen. **G. Schaubert & Co.,** Grunmd. 17. (Schiffstr. Berlin SW., Reichstraße 17)